Die Stimmung unter den Legionären ist drückend, zumal der Kapitän meiner Kompagnie wieder einige marschkranke und fiebernde Kameraden mit der Reitpeitsche angetrieben hat. Lautlos marschiert das Bataillon, keiner spricht ein Wort. Wir marschieren, marschieren, marschieren ... Zurückbleiben bedeutet den Tod.

Ab und zu kommt eine lebhafte Bewegung in die Kolonne. Der Kapitän läßt vom Pferd herab halbgeranchte Zigaretten in den Sand fallen. Die Vordersten stürzen sich wie Wahnsinnige auf das kostbare Gut. Es herrscht gute Kameradschaft unter den Legionären, jeder Zigarettenstummel wandert durch die ganze Kompagnie, ein jeder darf mal „ziehen". Der Kapitän nimmt lächelnd den Rauchhunger der Soldaten zur Kenntnis.

In der Ferne ziehen gespenstisch dunkle Streifen. Schakale und Hyänen, die ständigen Begleiter dieser stummen Marschkolonne. Verendete Lastesel sind eine willkommene Beute, zu Hunderten fallen die Wüstenräuber über den Kadaver her; bald sieht man als Uebrigbleibsel nur noch das Skelett.

Neben mir marschiert mein Kamerad Dismar. In Metz unterschrieb er mit mir im Fort Bordes den Sklavenvertrag. Der junge Mann war damals kaum neunzehn Jahre alt. Wegen einer unglücklichen Liebe verkaufte er sich für lumpige tausend Franken an Frankreich. Seit drei Jahren halten wir treue Kameradschaft, Freud und Leid haben wir miteinander geteilt. Ich bin sein Vorgesetzter geworden, trotzdem sind wir unzertrennliche Kameraden geblieben. Er marschiert neben mir. All sein Denken und Fühlen gilt den alten Eltern und Deutschland. Er zählt die Monate, die Wochen, bis endlich der Tag anbricht, da fünf Jahre Fremdenlegion hinter seinem jungen Leben liegen. Sein junger Körper ist diesem mörderischen Klima nicht gewachsen. Das Fieber frißt in seinem Innern, die Ruhr hat sein Gedärm zerfetzt. Der heutige Marschtag hat's ihm besonders angetan, ich trage schon sein Gewehr. Sein Blick ist fast gläsern, farblos das junge Gesicht. Ihn quält der Durst. Von Zeit zu Zeit spuckt er Blut. Da stockt mein Fuß. Vor mir liegt zusammengebrochen mein Kamerad Dismar. Aschfahl das Gesicht, in Strömen fließt das Blut aus dem Munde. Achtlos zieht das Bataillon weiter. Der Kapitän hat schon seine Anordnung getroffen. Nach seiner Meinung zeigt Fremdenlegionär Dismar wieder einmal schlechten Willen. Schon viele Vorstrafen hat der Kamerad aus diesem Grunde bekommen.

Ein Sergeant zieht Dismar bis auf die Hosen aus. Mit zwei Stricken wird der Unglückliche fest auf das Traggestell gebunden, sein fast nackter Körper ist der brennenden Sonne preisgegeben. So marschieren wir hinter dem Bataillon her, und bald haben wir es eingeholt. Der Sergeant erteilt dem Kapitän dienstliche Meldung, mit höhnischem Lächeln betrachtet dieser Dismar, die Reitpeitsche hält er ihm unter die Nase. Schweigend schauen die anderen Legionäre dieser herausfordernden Gebärde zu.

Kapitän Jonolinst, ehemals ein hoher Offizier der Zarenarmee, ein Emigrant, ist ein verkommenes Subjekt. Gerade auf den blonden jungen Deutschen hat er einen grimmigen Haß geworfen.

Das Bataillon bezieht in einer unterworfenen Oase Biwak. Langsam bricht der Abend herein. Tiefe Stille herrscht im Lager. Die meisten Legionäre liegen schlafend in ihren Zelten. Einige kauern um ein Lagerfeuer. Der Schein der Flammen huscht über verbitterte Gesichtszüge. Der Fall Dismar wird besprochen. Ich bin Korporal vom Lagerdienst.

Außerhalb des Lagers liegt gefesselt an Händen und Füßen, bewacht von zwei Legionären, Dismar. Befehl vom Kapitän: Wer dem Legionär einen Tropfen Wasser oder einen Bissen Brot reicht, wird mit sechzig Tagen Prison bestraft.

Eiskalte Tropennacht ... Langsam steigt der volle weiße Mond empor. Aus einer arabischen Siedlung erklingt dumpfe Musik. Am flackernden Feuer sitzen noch sinnend die deutschen Fremdenlegionäre, einige sind eingeschlafen. Aus einem Zelte erklingt das Stöhnen eines schwer träumenden Legionärs. Mit langsamem Schritt kontrolliere ich die Wachtposten. Ein schauriges Wimmern geht durch die Tropennacht. „Durst, Durst", klingt es unbeschreiblich gequält, es ist Dismar. Die Stunde der Ablösung für die beiden Wachtposten kommt. Während ich dem neuen Posten die Instruktionen erteile, lasse ich meine Feldflasche zur Erde fallen. Wie ein wildes Tier leert Dismar den Inhalt.

Die Nacht vergeht. Langsam graut der Morgen. Die Reveille ist geblasen. Die Kompagnie steht zum Abmarsch-Rapport. Der Tagesbefehl wird bekanntgegeben: Legionär Dismar erhält wegen „schlechten Willens" während des gestrigen Marsches sechzig Tage Prison, Korporal Blei wegen Mißbrauches seiner Dienstgewalt dreißig Tage Prison. Die beiden russischen Kameraden hatten mich bei ihrem Landsmann verraten.

Wieder marschiert das Bataillon. Die letzte Etappe bis zur großen Oase ist noch zurückzulegen, fünfzig Kilometer Marschroute. Bei der Oase soll das große Unternehmen seinen Ausgang nehmen. Stunde um Stunde vergeht. Noch heißer brennt die Sonne als gestern. Das Marschtempo hat sich verlangsamt. Fluchend, mit der Reitpeitsche suchtelnd, reitet der Kapitän die einzelnen Marschabteilungen ab. Lautlos marschiert das Bataillon.

Dismar marschiert wieder. Brennender Durst quält ihn. Das Gesicht ist von dicken getrockneten Schweißsträhnen durchzogen, auf den Lippen liegt messerdicker Staub. Er hat ja keinen schlechten Willen, er will marschieren. Seine letzte Kraft gibt er her. Von Zeit zu Zeit spuckt er Blut. Unverständliche Worte spricht er. Da quillt ein hellroter Strom aus seinem Munde, lautlos sinkt Dismar in den Sand. Wenige Minuten noch, dann ist es geschehen, Dismar ist tot. Der Bataillonsarzt stellt Hitzschlag fest.

Das Bataillon macht Halt. Der Kapitän gibt Befehl, ein Grab auszuwerfen. Bald ist es geschehen. Das Bataillon hat ein Viereck gebildet, in der Mitte liegt, das Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt, Legionär 48 612, mein Kamerad Dismar. Der Bataillonskommandeur hält eine kurze Ansprache, Bajonette werden aufgepflanzt, die Gewehre präsentiert, Dismar sinkt ins einsame Grab der Wüste. Der Kapitän der Kompagnie hat eine leere Weinflasche herausgegeben, auf einen Zettel werden die Personalien geschrieben. Mit der Oeffnung nach unten wird die Flasche mit dem Zettel auf den Sandhügel gesteckt. —

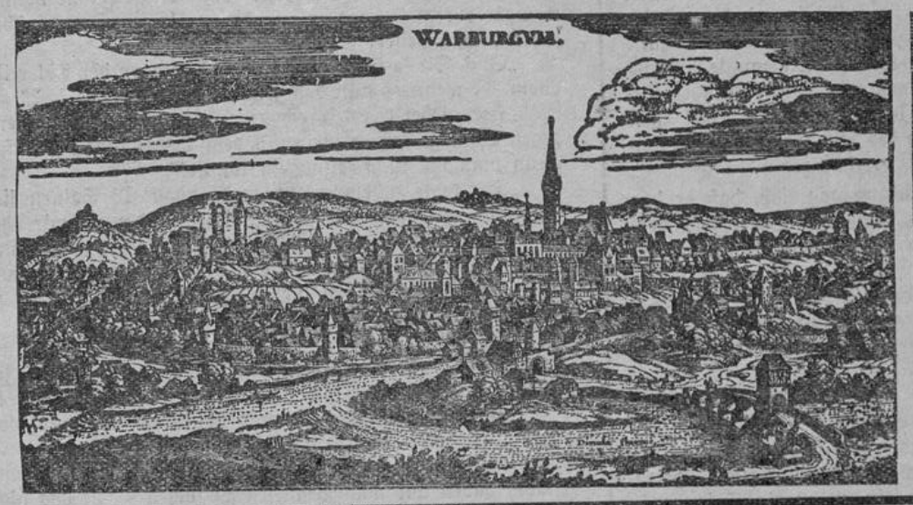
Nach wochenlangen heißen Kämpfen wurde das Bataillon abgelöst. Wieder begann der große Marsch, zurück in die Garnison. Dieselben Strapazen, dasselbe graue Einerlei, dasselbe Landschaftsbild wie beim Anmarsch. An der Sterbestelle Dismars wurde Halt gemacht. Vergeblich suchten wir das Grab, der Wüstensturm hatte seine Pflicht getan.

Ein Pflaster aus der Eiszeit.

Einen interessanten Fund, der ein gewisses Licht auf den Kulturstand des eiszeitlichen Menschen wirft, machte vor einiger Zeit Martin Richter vor der sogenannten Kniehöhle bei Döbritz in Thüringen. Der Genannte stieß hier auf ein 46 Quadratmeter großes Plattenlager, das, wie nähere Untersuchungen ergaben, rund 25 Jahrtausende alt sein und dem Magdalenien entstammen dürfte. Damit stellt es das älteste Pflaster der Welt dar. Es bedeckt den vor der genannten Höhle liegenden Platz, an dessen Eingang es plötzlich aufhört. Als Material wurden Kulmschichtenplatten verwandt, wie man sie heute noch dort in der Nähe findet. Der Mensch der Magdalenienzeit wird diese Platten wohl, nachdem sie ausgewittert waren, gesammelt haben. Vielleicht aber wußte er sie auch schon aus dem anstehenden Gestein zu brechen. Geeignete Geräte hatte er, wie reichhaltige Funde an Stein- und Knochengegenständen in der Kniehöhle beweisen, dazu in ausreichendem Maße zur Verfügung. An der Herstellung dieses Pflasters der Vorzeit müssen mehrere Generationen nacheinander gearbeitet haben. Es geht dies deutlich daraus hervor, daß unter den verschiedenen Platten Reste von Mahlzeiten der Höhlenbewohner und auch Schlagplätze gefunden wurden, an denen sie ihre Feuersteingeräte anzufertigen pflegten. Diese Funde an der Kniehöhle zeigen uns, daß die Magdalenien-Menschen, die zu einer Zeit den ost-thüringischen Orlagau bewohnten, als der Norden Deutschlands noch vom Inlandeis bedeckt war, auf einer keineswegs niedrigeren Kulturstufe standen, als ihre Zeitgenossen im mittleren und südlichen Frankreich, die aus den zahlreicheren und berühmteren dortigen Höhlenfunden bekannt geworden und in der Menschheitskunde zu einer gewissen Berühmtheit gelangt sind.

Wohnung ... Beschwing... Hilfe ... Freude ... Kaufmann ... Ewers ... Langestraße 22 ... Schäfers ... Warburg

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 5 | 17. Januar 1934 | 8. Jahrgang

Was ist geplant auf Schloß SALURN?

Roman von Lilian v. Küsenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(2 Fortsetzung).

„Jawohl, Herr Oberleutnant!" Peter schnellte auf, mit einem betrübten Blick auf die Tafel.

Nell drückte Peters Hand mit kameradschaftlich festem Druck.

„Wir tanzen heute abend zusammen, Peterlein", flüsterte sie ihm tröstend zu.

Als die beiden Offiziere das Zimmer verlassen hatten, wandte sich Nell ihrem Onkel zu, ihm Kaffee einzugießen, aber er wehrte ab.

„Laß, Kind, ich habe keine Zeit mehr."

„Aber Onkel, du mußt doch frühstücken."

„Nein — wirklich, ich habe keine Lust."

Nell schüttelte den Kopf: „Da hast du sicher Arger gehabt. — Doch, Onkel, bestimmt! Erzähl' es mir doch!"

„Liebes Kind, du mußt mich wirklich in Ruhe lassen."

Der Oberst hatte sich zum Fenster gewandt und starrte auf die Straße. Nells Augen glitten verstohlen über ihn hin. Nun, da er sich unbeobachtet glaubte, sah sie die Veränderung seines Gesichts. Es war wie aufgerissen, in einer furchtbaren Spannung, und dabei hart in einer Beherrschung, die fast übermenschlich schien.

Nell fragte nicht. Sie wußte, wenn er sprechen wollte, würde er schon von selbst anfangen. Mit einem leisen Zögern griff sie nach der Zeitung. Aber ihre Gedanken waren nicht bei der Sache. Sie schrak zusammen, als die Stimme des Obersten fragte:

„Es ist dir doch recht, daß ich für dich zugesagt habe — zu der Einladung auf Schloß Salurn?"

„Natürlich, Onkel." Nell sah auf. Etwas an seinem Tonfall war sonderbar, so, als wolle er ein Wort sagen und brächte es doch nicht über seine Lippen. Es war so spürbar, daß Nell förmlich wartete auf das, was kommen würde. Ein paar Sekunden der Spannung verstrichen, dann stand der Oberst auf. Mit einer hastigen, überstürzten Bewegung verließ er das Zimmer.

Nell blickte ihm nach. Dann stand sie auf und ging an das Fenster. Auch sie hatte eine Unruhe im Blut, eine Spannung, die seit gestern abend nicht mehr von ihr gewichen war.

Ihre Gedanken wanderten nach Wien hin, wo sie die übrige Zeit des Jahres bei ihrer Mutter lebte, der verwitweten Schwester des Obersten. Sie dachte an die hellen unbeschwerten Jahre dort, in denen sie Musik studierte, und alles genossen hatte, was ein junges, schönes, verwöhntes Menschenkind bekommt. Die Bilder ihrer Freunde standen vor ihr auf. Männer, mit denen sie getanzt hatte, Kameraden, mit denen sie gearbeitet und Sport getrieben. Mancher war dazwischen, von dem sie wußte, daß er sie lieber hatte als andere ...

Warum habe ich nie Einen wieder geliebt? sann sie .. Manches Mal bildete ich mir's wohl ein, und es war jedesmal ein Irrtum. Aber irgendwo muß es das doch geben — das, wovon die Dichter jahrhundertelang in denselben Worten sprechen, das, worum immer wieder in Glückseligkeit gelitten wird. Dies Unbedingte, ganz Nahe — Seele an Seele — Sehnsucht an Sehnsucht entzündet und gestillt ... Warum denke ich j e t z t daran? Ich habe doch nie danach verlangt ...

Nell strich sich mit der Hand über die Stirn. Was für Gedanken kommen mir? Träume — am hellen Vormittag.

Sie schlenderte den Gang hinauf, um sich umzuziehen, aber vor dem Musikzimmer blieb sie stehen. Jetzt die Geige nehmen, und spielen! Sie verspürte in diesem Augenblick eine große Sehnsucht nach Musik. Im Musikzimmer waren die Läden heruntergelassen, das Sonnenlicht fiel durch die schmalen Ritzen und wob eine grüngoldene Dämmerung.

Nell blieb an ihrem Notenschrank stehen, unschlüssig begann sie in den Heften zu blättern. Plötzlich schrak sie zusammen. Die Tür vom Gang in das Nebenzimmer war geöffnet worden. Sie hörte deutlich Schritte und Stimmen, und gleichzeitig fiel ihr Blick auf die Tür, die Musikzimmer und Nebenraum verband — ein schmaler Spalt stand offen.

Nells erste Regung war, die Tür zu schließen, weil nebenan das Arbeitszimmer ihres Onkels war und dieser scheinbar dienstlichen Besuch hatte, der andern, auch sie, nichts anging. Bei der ersten Bewegung nach der Tür zu aber hielt sie inne. Es war Randalls Stimme, die sie hörte.

Nanu, schon wieder Randall, dachte Nell in flüchtigem Erstaunen. Er ist doch eben erst weggegangen. Jetzt hörte sie ihn sprechen:

„Jawohl, Herr Oberst, es ist, wie ich sagte, er ist dringend spionageverdächtig!"

„Donnerwetter, wenn das wahr wäre! Und wir sind bei dem Kerl eingeladen! Setzen Sie sich hin, Randall, erzählen Sie!"

Nells schoß Nell in die Stirne, sie war unwillkürlich stehengeblieben. Horchen? Wenn ihr jemand vor einer Viertelstunde gesagt hätte, daß sie es fertig bringen würde, ihren Onkel in seinem Arbeitszimmer zu belauschen, hätte sie das mit Entrüstung zurückgewiesen. Sie mußte hinausgehen — es war klar, da drinnen war ein dienstliches Gespräch im Gange, das sie nicht im geringsten anging. Aber bei der nächsten Bewegung nach der Tür drang wieder Randalls Stimme an ihr Ohr, erregter, hastiger.

„Es ist ein geschickter Schachzug von ihm, daß er das ganze Regiment eingeladen hat. Damit sucht er jedem Verdacht von vornherein die Spitze zu nehmen. Aber diesmal sind w i r schlauer gewesen!"

„Aber Sie haben keine Beweise in der Hand, Randall!"

„Ich werde versuchen, Ihnen den Beweis sobald wie möglich zu erbringen, Herr Oberst. Wenn es geht — heute abend noch!"

Nell stand regungslos, mit angehaltenem Atem. Was war das? Der Schloßherr von Salurn — ein Spion? Erregung und ein unklares Gefühl von Freude an der Gefahr überkamen sie, mischten sich mit dem Schauer: Heute abend vielleicht werde ich dabei sein, wenn ein Spion entlarvt wird. Ein Verräter. Ein Feind des Vaterlandes. Und gleichzeitig der Gedanke, den alle jungen Menschen im selben Augenblick gehabt hätten: Wenn es m i r gelänge, ihn zu entlarven. Randall ins Handwerk zu pfuschen!

Da, Randalls Stimme:

„Er fühlt sich sicher, natürlich. Grade bei der Gesellschaft heute abend. Eine Abteilung von unseren Leuten könnte das Schloß durchsuchen!"

„Das ist ausgeschlossen, Randall — wenn wir nichts fänden, wie sollten wir dann unsere Handlungsweise rechtfertigen?"

„Herr Oberst, ich habe ihn beobachtet. Seit Wochen schon. Gestern nun sah ich ihn, gerade am Grenzübergang. Er traf sich mit einer Frau. Einer blonden Frau. Schon das dritte Mal an derselben Stelle. Sie sprechen italienisch zusammen. Sie bleiben immer nur höchstens eine Viertelstunde beieinander. Sie tauschen Papiere aus. Gestern war noch ein junger Mann dabei. Ein Eseltreiber. Verkleidet natürlich. Er war so unvorsichtig, nicht einmal seinen Siegelring abzunehmen. Die beiden gaben dem Grafen einen gelben Briefumschlag. Dabei sagte die Frau wörtlich: „Wenn du erst das Regiment öfter bei dir hast, kann es dir doch nicht schwerfallen, ein paar von den jungen Offizieren in die Hand zu bekommen. Du machst eine Spielbank auf — dein Weinkeller tut das übrige dazu —, und ich wette, in vier Wochen haben wir schon ein gut Stück neue Nachrichten über der Grenze!"

Stille. Man hörte nur eine Fliege am Fensterladen summen. Nichts sonst. Nell wagte kaum zu atmen.

„Sie haben niemand bei sich gehabt, Randall — der das mit angehört hat?" Schwer fiel die Stimme des Obersten in das Schweigen.

„Nein", die Antwort kam sehr rasch. „Ich war allein. Und nachher ist er mir sehr bald aus den Augen gekommen, in dem Gewimmel auf dem Volksfest."

„Wenn wir den Brief fänden, den er da an der Grenze bekommen hat — —" Die Stimme des Obersten ist grüblerisch; er spricht weiter, es ist, als ob er laut denkt:

„Sie könnten ihn freilich weiter beobachten — vielleicht träfen Sie ihn wieder — aber das wäre ein Zufall — — und wir haben keine Zeit zu warten. Herrgott nochmal!" Man hörte den Obersten auffspringen. „Wir müssen die Papiere wiederhaben! Randall — machen Sie sich doch die Situation klar: Gestern bekomme ich die Aufzeichnungen über die Grenzbefestigungen aus dem Generalstab geschickt! Dringend und ganz geheim! Sowie die Inspektion beendet ist, müssen sie wieder zurück! Ich habe sie sofort gestern in meinen Safe hier an der Wand getan — den Schlüssel habe ich allein, da, hier ist er! Und heute früh sind die Papiere weg! Verschwunden! Ich denke, ich bin verrückt geworden, ich kann nicht mehr richtig sehen — wie ich sie nicht vorfinde! Randall — es ist nicht auszudenken, was das für Folgen haben kann!"

„Ich weiß es, Herr Oberst!" Randalls Stimme ist nicht weniger erregt. „Je eher wir diesen Grafen Salurn überführen, desto besser!"

„Sind Sie so sicher, Randall, daß Salurn der Täter ist? Wenn — wenn es nun doch jemand anderes war ...?"

„Herr Oberst, es sprechen so viele Verdachtsmomente gegen Salurn, daß es schon mit dem Teufel zugehen müßte, wenn man ihn nicht festnageln könnte!"

„Nur keine Unbesonnenheiten, Randall! Die Salurns sind immerhin alteingesessene Grundbesitzer, und wenn wir ohne beweiskräftige Handhabe gegen den Grafen vorgingen, könnte uns das teuer zu stehen kommen. Was könnte der Mann aber eigentlich für einen Grund haben, sein Vaterland zu verraten? Haben Sie mal darüber nachgedacht?"

„Herr Oberst — Graf Salurn war jahrelang im Ausland und es mag sein, daß er überhaupt nie ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu seinem Land hatte. Aber — das ist eine Annahme! Was wissen wir schließlich überhaupt von ihm? Vielleicht — sein Besitz liegt nahe an der Grenze — — Herr Oberst — was kümmern uns Gründe, schließlich und endlich haben wir nach Beweisen zu suchen — ist das nicht auch Ihre Meinung?"

„Wenn ich die Papiere nicht in allerkürzester Zeit wieder in Händen habe und weiß, wo sie waren, — m u ß ich Wien verständigen!"

„Herr Oberst können versichert sein — ich werde meine ganze Kraft daransetzen, die Sache aufzuklären!"

„Ja, Randall, ja —", die Stimme des Obersten klingt fahrig, aufgerissen, „aber trotzdem — wir m ü s s e n den Kerl erwischen. Salurn, oder wer es war — den T ä t e r müssen wir haben! Legen Sie sich nicht auf den Grafen fest!"

„Herr Oberst können versichert sein, ich werde alles in der Umgebung überwachen, werde den Briefwechsel des gesamten Regiments selber kontrollieren."

„Randall — wenn die Papiere nicht bis heute um Mitternacht da sind, telegraphiere ich nach Wien."

„Herr Oberst — wenn ich Ihr Vertrauen nicht mehr habe ..." — Ist das noch Randalls Stimme, die diese heiseren tonlosen Worte spricht?

Stille. Man hört ein Geräusch, als ob sich jemand über den Tisch beugt. Dann die Stimme des Obersten, wärmer diesmal, ruhiger:

„Ich danke Ihnen Randall, für Ihre Auskünfte über Salurn. Verfolgen Sie die Sache! Aber Sie verstehen: Es muß mit der größten Eile und mit der allergrößten Diskretion betrieben werden. Ein Funken hier an der Grenze — und alles kann in die Luft fliegen!"

„Und — eine Meldung nach Wien — das würde eine Kommission nach sich ziehen — mit Vollmachten ..." Sehr langsam, sehr betont fallen Randalls Worte. Man hört jemand aufstehen.

„Ich gebe Ihnen bis Mitternacht Zeit, Randall, um der Sache nachzugehen. Versuchen Sie, mir das Dokument beizubringen oder den Grafen zu überführen. Melden Sie sich nach Tisch bei mir, zur Besprechung."

„Und — Vorsicht! Nur keinen Skandal! Beobachten Sie heute abend!"

„Jawohl, Herr Oberst. Ich hoffe, daß es mir gelingt, in Salurns Arbeitszimmer zu kommen. Ich habe einen alten Plan des Schlosses aufgestöbert. Es führt ein verborgener Gang in einen der Räume, im ersten Stock. Außerdem die Haupttreppe und eine Wendeltreppe. Der Eingang des geheimen Ganges ist durch eine Bibliothek maskiert. Wahrscheinlich sollte der Gang früher als Notausgang bei Belagerungen dienen. Diese Bibliothek nun ist das jetzige Arbeitszimmer des Grafen! Wenn ich mich dort ein paar Minuten ungestört umsehen könnte! Vielleicht gelingt es mir — man müßte versuchen, den Grafen unten solange zurückzuhalten, um sicher zu gehen, daß er nicht dazwischen kommt! Aber wie?"

(Fortsetzung folgt)

Hinter uns die Wölfe ...

Sibirisches Erlebnis von Herbert von Bluhmen

Am Nachmittag eines klaren Wintertages hatte ich, im Schlitten von Kansk kommend, auf dem Wege nach Jlansk nach Ueberwindung eines vom Schnee fast zugewehten Hohlweges endlich fast die Höhe erreicht, die Wasserscheide zwischen Kan und Jlan. Ich freute mich nicht wenig, daß ich nun wieder im Schlitten Platz nehmen konnte, den ich, um das kleine, struppige Sibirienpferdchen nicht allzu sehr zu übermüden, vor Stunden schon verlassen hatte. Hinter mir fuhr ein sibirischer Bauer, dessen Ziel gleichfalls Jlansk war.

Die Sonne stand am blauen, wolkenlosen Himmel. Ihre Strahlen aber wärmten nicht, sondern machten die Kälte nur noch fühlbarer. Schnee stak in meinen Stiefeln, zwängte sich durch alle Nähte des Schafpelzes und stäubte in einer trockenen, flimmernden und glitzernden Wolke auf, wenn das Pferd in eine Schneewehe geriet und sich keuchend hindurch arbeitete. Um uns dehnte sich das endlose Land; in blendendem Weiß lagen die sonnenbestrahlten Flächen, in tiefem Blau die im Schatten liegenden Hänge. Wie eine Wand erhob sich zu unserer Linken die Taiga, der sibirische Urwald.

Plötzlich wurden die Pferde unruhig, schnaubten leise und blieben stehen. Fragend wandte ich mich nach dem Bauern um, dessen Augen in dem bärtigen Gesicht einen verstörten Ausdruck angenommen hatten. „Wlki!" rief er entsetzt. „Wölfe! Nun gut", sagte ich überlegen lächelnd, „Wölfe habe ich schon zu Hunderten getroffen" — was aber reichlich übertrieben war, denn mehr als zwanzig waren es sicher nicht — „aber das ist ja nur ein feiges, scheues Gesindel. Ich bin seit Mai in diesem gesegneten Lande und kenne mich aus."

Der Bauer starrte mich eine Weile fassungslos an. „Wölfe im Sommer!" sagte er dann verächtlich. „Da sind sie zahm wie Hunde." Plötzlich erbleichte er. Am Waldrande, in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern, bewegten sich schmale, dunkle Körper im Schnee, eins, zwei, fünf, sieben! Es waren Wölfe. Und ich hatte keine Waffen.

Die Wölfe wandten keinen Blick nach uns, strichen eine Weile längs des Waldes hin und verschwanden darin. „Siehst Du", sagte ich triumphierend, „sie haben Angst vor uns."

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Sie haben uns nicht gewittert. Der Wind steht günstig für uns. Vier Werst sind es bis zum nächsten Dorf. Die Schellen von den Pferden! Wenn die Klepper nicht laufen wie die Schneehasen ..." Er verstummte in abergläubischer Angst, das Fürchterliche auch nur in Worten heraufzubeschwören. Auch mich ergriff allmählich eine Unruhe. Das Geläute war bald vom Geschirr entfernt und verstaut. Wir setzten uns in die Schlitten, wickelten uns in die Decken und trieben die Pferde an. Unruhig liefen sie los.

Da, ganz kurz vor der Höhe, ertönte aus dem Wald das langgezogene Hungergeheul eines Wolfes, jenes in der sibirischen Oednis unsagbar grausig und gespenstisch klingende Klagen, das mit einer Art kurzen Bellens vermischt ist. Ein Dutzend gleicher Stimmen erhob sich ferner und näher. Es war, als ob der Wald in der nun beginnenden Abenddämmerung selbst aus Hunderten von Kehlen einen unbeschreiblich klagenden Gesang angestimmt hätte. Mit einem Schlage war meine Ueberlegenheit zum Teufel. Die Peitsche sauste über die Pferde. Dann war die Höhe erreicht. Und nun ging es in einer atemlos wilden Jagd bergab, immer an der Taiga entlang, von Zeit zu Zeit durch vorspringende Waldungen. Der Schnee sprühte und schlug mir in scharfen, brennenden Wolken ins Gesicht. Hinter mir keuchte das Pferd des Bauern. Mit weit vorgestrecktem Halse und fliegender Mähne blieb es so dicht hinter uns, daß ich manchmal den heißen Atem aus seinen Nüstern zu verspüren glaubte.

Da hörte ich hinter mir die schreiende Stimme des Bauern: „Sie kommen! Die Peitsche! Schlag zu!" Ich warf mich herum. Hinter uns, noch mehrere hundert Meter entfernt, jagte ein Rudel Wölfe heran, dreißig, vierzig Tiere vielleicht. Ich hatte geglaubt, sie seien schon bei uns, jetzt verstand ich: Auf mein Pferd sollte ich einschlagen. Aber wozu? Das Tier wurde ohnehin von der Peitsche wilder Todesangst gehetzt. Wie gut, daß ich es geschont hatte und nicht während der Steigung im Schlitten sitzen geblieben war!

Langsam kam das Rudel näher. Der Bauer blieb mit seinem Schlitten Meter um Meter zurück. Wie rasend hieb er auf das schweißnaße Tier. Die Landschaft flog an uns vorüber. Wenn der nächste Waldvorsprung uns die Sicht freigab, mußte das rettende Dorf vor uns liegen. Ich drehte mich halb um. Das kurze, kläffende Bellen des Rudels klang schon verteufelt nahe. Der Bauer war fast zwanzig Meter zurückgeblieben und der erste Wolf kaum noch dreißig Schritt von ihm entfernt. Er hatte sich tief in den Schlitten vergraben und schwang seine Peitsche, deren klatschende Schläge unaufhörlich aufeinander folgten, unterbrochen von Schreien, die fast wie das Heulen der Wölfe klangen.

Plötzlich hörte ich vor mir einen hellen Ruf. Eine Frau stand am Wegrand und hielt mir ein etwa vierjähriges Kind mit erhobenen Armen entgegen. Was sie rief, blieb mir unverständlich; aber sicher sollte ich das Kind mitnehmen. Ich riß die Zügel zurück, einen Augenblick stockte die wilde Jagd, kaum merklich, doch genügte es gerade, daß ich das schreiende Mädchen in den Schlitten reißen konnte, dann jagte das Pferd von neuem los. Die Frau wird zu dem Bauern springen, beruhigte ich mich. Zudem hörte ich, wie das Geheul der Wölfe noch einmal wild zusammengellte und dann leiser wurde. Da lag auch schon das Dörfchen vor mir. Ah, die feigen Bestien wagten sich nicht so weit vor!

Wenige Minuten später war ich im Dorfe. Mit fliegenden Flanken blieb das Pferd stehen. Ich sprang vom Schlitten, da kam auch das Gefährt des Bauern schon hinter mir an. Ich stürzte auf seinen Schlitten zu: Der Mann war allein! Als ich ihn anschrie, wo die Frau sei, sah er mich verständnislos an. „Sie war ja gar nicht aus meinem Dorfe", sagte er. Ich brachte das Dorf auf die Beine. Als wir eine halbe Stunde später an der Unglücksstelle ankamen, fanden wir nur noch einen Schuh, in dem noch der Fuß steckte.

Ich habe nie mehr verächtlich von Wölfen gesprochen.

Legionär 48612

Erzählung von Richard Blei

Es ist Nachmittag, in der dritten Stunde. Senkrecht fallen die Strahlen der glühenden Sonne in den Wüstensand. Kein Lüftchen regt sich, die Hitze wirft seltsame Bilder vor das Auge. Sand, nichts als Sand, darüber der wolkenlose blaue Himmel mit der sengenden Sonne, ab und zu kreisen ein paar Aasgeier in den Lüften. Keinen Laut vernimmt das Ohr in dem unendlichen Wüstenmeer der Sahara, nur das Schwingen der unruhig fliegenden Aasgeier ist zu hören.

Im schleppenden Schritt zieht ein Bataillon Fremdenlegionäre dahin. Neues Land soll erobert, neue Volksstämme sollen unterworfen werden. Die französische Trikolore soll über frisch erobertem Gebiet flattern.

Schon sieben Stunden marschiert das Bataillon, es ist heute der fünfte Marschtag. Vor einer Stunde war großes „Halt", einstündige Marschpause. Das Frühstück wurde hastig verzehrt, ein Stück trockenes Weißbrot, eine Oelsardine, ein Stück minderwertiger Schokolade, dazu ein Schluck Wasser aus der zwei Liter großen Feldflasche. Warm und dumpfig schmeckt dieses Wasser, die Strahlen der sengenden Sonne durchschlagen auch den dicken Filz der Feldflasche.

Abseits, auf breiten Teppichen, in bequemen Liegestühlen lagern die Offiziere. Die Offiziersburschen reichen frisches Weißbrot und kaltes Huhn, gekühlten Wein und Tee. Auf Lastkamelen und Mauleseln wird alles für die Offiziere mitgeführt, für sie bedeuten derartige Unternehmungen eine sportliche Abwechslung. Sie kennen nicht die Anstrengungen und Entbehrungen der Legionäre. Auf bequemem Reitsattel trägt das arabische Vollblut den Offizier durch das Sandmeer.